

(Nachdruck verboten.)

25]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

Als die Gäste fort waren, begann Eugenie das Zimmer zu ordnen, öffnete die Thür, um die Wohnung zu lüften, setzte aus und spülte das Geschirr. Arkanoff ging mit großen Schritten in der Stube umher.

„Ein ganz feiner „jour“!“ sagte er endlich obenhin und gähnte. „Wir geben der Hauptstadt nichts nach. Alles ist dagewesen: Gesang, Diskussionen, sogar . . . ein wenig Flikt! Aber all das wiederholt sich zum Erbarmen! Immer dieselben Witz, dieselben Späße . . . dieselben Ansichten . . . leere, inhaltslose Medensarten . . . Pietroff mußte denn gerade einen neuen Ton hineinbringen. Sonst sind schon alle dagewesen; wir können niemand mehr erwarten. Woronin kommt sicher nicht. Nun, an dem ist nicht viel verloren; der modert schon bei lebendigem Leibe!“

Abichtlich erwähnte er Krassuski nicht und sah seine Frau forschend an. Aber er beruhigte sich bald, denn Eugeniens Gesicht blieb traurig, aber gefaßt. Da trat er zu ihr, legte den Arm um ihre Taille und zog sie in seiner Wanderung mit sich fort.

Halblaut sang er vor sich hin.

„Weißt Du, Genia, ich wünsche mir jetzt nichts sehnlicher als ein Kind. Ich gesteh's: weniger für mich als für Dich. Ich habe meine Wissenschaft; wenn ich mich in meine Bücher vertiefe, fühle ich Frieden in meine Seele einziehen. Im Gefängnis, oder in der Verbannung — überall behalten sie ihren Reiz, überall versehen sie den Geist in eine andre, reine Welt, die nichts von Kleinlichen Sorgen weiß.“

Eugenie löste seine Finger leise von ihrer Taille.

Ganz von seinen Gedanken in Anspruch genommen, merkte er es nicht. Er blieb am Sessel stehen und stützte sich darauf.

„Michorski spottet darüber, daß ich die Statistik gewählt habe, und doch sind's Zahlen, die am eindringlichsten zu uns Menschen reden.“

„Er verspottet auch die Statistik nicht, er behauptet nur, es sei unmöglich, in Dschurdshnj ernstlich zu studieren,“ bemerkte Eugenie.

„Das seh' ich nicht ein! Ich habe mir eine ganze Menge Bücher kommen lassen. Ich will lernen und im stillen Waffen schmieden, um dereinst bis an die Zähne bewaffnet in die Schranken treten zu können. Es ist möglich, daß wir lange Jahre hier bleiben müssen; daher muß man sehen, wie man seine Zeit mit etwas Nützlichem ausfüllen kann. Und mir würde ein Stein vom Herzen fallen, wenn Du Kinder hättest . . . Ich werde immer sehr beschäftigt sein und fürchte, Du wirst Dich dann allzu einsam fühlen.“

„Ich begreife Deinen Wunsch, Arty,“ antwortete sie feufzend. „Aber einem Kinde hier, in diesen Verhältnissen, drohen doch auch große Gefahren. Vielleicht . . . müßte ich auf ewig hier bleiben!“

Sie sah ihn mit ihren großen, blauen Augen fragend an. Er ließ sie nicht ausreden und schloß ihr den Mund mit einem Kusse.

„Und ich möchte so gern in die Heimat zurückkehren! Oh, und sollte es erst spät geschehen, erst nach langen Jahren! . . .“ fuhr sie mit leiser Stimme fort.

3.

Dem Regenwetter in der ersten Hälfte des Herbstes waren klare, trockne, kalte Tage gefolgt. Die Sümpfe hatten sich mit einer dünnen Eiskruste bedeckt; am Rande der Seen war das Wasser gefroren. In der Nacht fiel weißer Reif auf die Erde. Unter den eisigen Küssen des Frostes schwand die scheinbare Einformigkeit der grünen Laubhülle des Waldes dahin und ihre Mannigfaltigkeit that sich in einem unendlichen Reichthum an gelben, rötlichen und purpurfarbenen Flecken und Streifen kund, die mit jedem Tage deutlicher hervortraten, wie die Zeichen einer geheimnisvollen Schrift, die vom Feuer ans Licht gelockt werden. Wiesen, Wälder und Gaine dufteten nach Honig und welken Kräutern, nach Wein, reifen Beeren und erhitzten Moosen, Müden und Fliegen waren ver-

schwunden und statt ihrer schwebten allenthalben lange, feine, klebrige Spinnwebfäden. Der Boden war nicht mehr aufgeweicht; die vergilbten Gräser waren zusammengeschrumpft und hier und da kamen trockne, harte Wege unter dem toten Rasen zum Vorschein, wie die Sehnen und Adern eines welken Körpers, die unter der schlaffen Haut sichtbar werden. Die Zeit der Spaziergänge war gekommen, und die Einwohner von Dschurdshnj eilten, dies Vergnügen bis auf die Neige auszukosten.

Tagtäglich sah Krassuski von den Fenstern seiner Werkstatt aus, wie die Damen mit ihren Männern oder Freundinnen dem Flusse zusteuereten, der das gewöhnliche Ziel ihrer Wanderung war. Zuweilen gingen sie auch allein, nur von kleinen Mädchen begleitet, die die Anstandsdamen machen sollten. Dann spähten neugierige Nachbarn zum Fenster hinaus, ob nicht wo anders ein Kavaliere zu erblicken sei, der sich den Anschein gäbe, eine andre Richtung einschlagen zu wollen.

Krassuski ließ seine Blicke sehnsüchtig in die blaue, durchsichtige Ferne schweifen, wo die azurnen Spiegel der wellentlegenen Seen durch die halblaubten Wälder bligten. Aber die Wanderzeit der Enten kam immer näher und er hatte viel Arbeit in Aussicht, denn die Flinten der Dschurdshnj Jäger waren ewig reparaturbedürftig. Er mußte sehr fleißig sein, um die Jagdliebhaber nicht zu erzürnen und die Gelegenheit auszunutzen, denn auch diese Arbeit hatte, wie jede andre in Dschurdshnj, Zeiten eines plötzlichen Aufschwunges, denen dann ein völliger Stillstand folgte. Nur wenn er zufällig Frau Arkanoff begegnete, ergriff er seine Flinte und blieb trotz der dringendsten Arbeit eine Zeitlang verschwinden. Er mußte sich müde wandern, frische Waldluft atmen, neue Eindrücke in der Wildnis auf sich eindringen lassen, um des Sehnsuchtssturmes, der immer von neuem in seinem Herzen ausbrach, Herr zu werden und ihn wieder auf den Grund seiner Seele niederzuzwingen.

„Ich bin unvorsichtig gewesen! Oh, wie unvorsichtig . . . Was soll ich jetzt thun?“ fragte er sich selbst und suchte die Augen von allem abzuwenden, was ihn an die teure Gestalt erinnern konnte. Aber er sah sie überall: die roten Hagebutten zauberten ihm ihren Mund vor, der blaue Himmel ihre Augen, die schlanken Birkenstämme, die im Winde schwankten, ihre biegsame Gestalt. Und doch war ihm in der Wildnis wohlher als unter Menschen. Oft sah er, die Flinte über den Knien, bis tief in die Nacht hinein am Ufer des Sees, harrte der Zugvögel, die vorbeikommen mußten, und betrachtete den purpurnen Schein des Abendrots, der im dunklen Wasser erstarb, die Sterne, die in der Tiefe des Sees flimmerten, die schwarzen Schlagschatten der Bäume und Sträucher, die von zackigen, silbernen Streifen durchschnitten waren. Er lauschte den sanft in die Ferne verwehenden Stimmen, dem scharfen, trocknen Rascheln des Röhrchens, das, unversehrt vom Winde berührt, wisperte, daß es Klang, als lese in der Nähe jemand, der sehr gut, sehr klug und sehr nachsichtig ist, aus einem alten, großen Buche, und seufzte dann, und flüsterte und wende die vergilbten Blätter. Dann hörte der Jüngling auf zu denken und zu begehren, er fühlte, wie alles in ihm erstarb, wie selbst sein Herz langsamer schlug und seine Brust leiser atmete. Es dunkelte immer mehr; die Dämmerung saugte die Gegenstände auf und ließ ihn eins werden mit der Erde und mit dem Wald und hüllte ihn in einen dichten Mantel, der den leisesten Lichtschein von ihm fernhielt. Nur die im unermesslichen Weltraum verstreuten Sterne schickten ihre bleichen Strahlen zu ihm herab.

„Und so wird mein ganzes Leben sein, bis ich eine alte, dürre Mumie geworden bin!“ flüsterte er bitter und erhob sich, um in sein ödes, ihm so verhaßtes Haus zurückzukehren.

Einstmal begegnete er den Genossen, die an den Fluß gekommen waren, um zu sehen, wie der Mondschein auf seinen Fluten spielte. Er wollte ihnen ausweichen, aber sie bildeten einen Kreis um ihn und ließen ihn nicht fort.

„So sei doch nicht wunderbar! Komm, wir wollen ein großes Feuer machen, Kartoffeln braten und einen Schaschlik bereiten.“

Er ließ sich überreden. Unweit der Stelle, von der aus sie das Pferd auf ihrer Flucht ans andre Ufer bringen wollten, häuften sie jetzt einen großen Holzstoß an. Muzja, Tscherewin,

Samuel, Glitsberg, Pjetroff, ja selbst Arkanoff versuchten darüber hinwegzuspringen, wie über ein Johannisfeuer. Frau Arkanoff klatschte in die Hände und lachte sie aus, wenn sie in den Rauch gerieten und sich den Bart versengten. Krassuski wollte erst an den Kräftigungen nicht teilnehmen, denn es war ihm peinlich, den andern den Rang abzulaufen. Aber von den „auswärtigen Mächten“ angespornt, setzte er schließlich doch gewandt über das Feuer, und es war ihm angenehm, als die junge Frau nun nicht wieder lachte. Alexandroff lag im Sande, rauchte ein Pfeifen und zwinkerte vor Vergnügen mit den Augen. Niehorstki allein blickte finster in die Flammen und sah nichts von alledem zu sehen, was um ihn her vorging.

„Nun, liegt Ihnen immer noch dasselbe im Sinn? Lassen Sie's gut sein! Fügen Sie sich und leben Sie wie wir!“ redete Tscherewin ihn an und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Ein schmerzfülltes Lächeln huschte über das bleiche Antlitz des Verbannten.

„Vergessen Sie, wer Sie sind, und leben Sie wie ich!“ gab er heftig zurück.

„Wollt Ihr wieder streiten? Wer es wagt, heute ernsthafte Gespräche zu führen, der bekommt keine Kartoffeln!“

„Dawohl! der bekommt keine Kartoffeln!“ riefen die Kameraden ausgelassen.

„Sie machen sich wohl nicht viel aus Theorien! Sie sind gewandt und springen wie ein Hirsch. Ich hab' gehört, Sie seien ein wahrer Kraftmensch. Sie nehmen das Leben wie es ist! Sie glücklicher Mann!“ lobte Arkanoff Krassuski hinterlistig. „Warum besuchen Sie uns nie? Kommen Sie doch mal! In diesen Tagen will ich meine Abhandlung über das Gesetz der Undulation vorlesen, das in den gesellschaftlichen Erscheinungen zur Geltung kommt.“

„Wohl, ich werde dabei sein!“ brummte Krassuski und kniete neben Eugenie nieder, um ihr behilflich zu sein, das Fleisch in Stücke zu schneiden und es zum Schaschlik an Holzspieße zu stecken.

Bis spät in die Nacht hinein blieben die Verbannten am Fluße und sangen ein Lied nach dem andern. Ihre Stimmen, die bald einzeln und zerstreut klangen, bald zum Chor gesungen anschwellen, zogen mit dem Plätschern des Wassers, dem Knistern des Feuers und dem Rauschen der Wälder vereint in die Ferne, wo das Licht des Mondes auf den Wellen zitterte, wo sich kalte Nebel an die dunklen, abschüssigen Ufer schmiegt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der steirische Erzberg.*)

Von Max Winter.

Der wertvollste Besitz der Alpen Montangesellschaft ist der steirische Erzberg. Wohl die wenigsten Menschen machen sich von dem schier unendlichen Reichtum, der in dem 1500 Meter hohen Koloz noch ungehoben schlummert, eine rechte Vorstellung. Darum sei davon zuerst die Rede.

In den Ostalpen sind drei Spateisensteinlagerzölge bekannt und zum Teil erschlossen. Der mächtigste von den dreien ist der nördliche, der von der Schwyz in Tirol durch Salzburg und Obersteiermark bis zum Semmering streicht. An fünfzig Stellen etwa wurde er angegriffen, aber nirgends war das Erz in so verschwenderischer Fülle eingelagert, wie im steirischen Erzberge. Jahraufende dient er schon den Menschen und für Jahrhunderte langt noch sein Schatz.

Schon die Römer holten sich hier ihr norisches Eisen, und als die Welt nach der Völkerwanderung wieder zur Ruhe gekommen war, erinnerte sich der Mensch wieder des Reichtums, der hier schlummerte, und wühlte und bohrte in dem Berge, das kostbare Erz zu gewinnen. Freilich mußte erst das Schießpulver erfunden werden und im Laufe der Jahrhunderte das ganze zerstörende Gefolge von Sprengstoffen, und die Dampfmaschine mußte erst das Verkehrswesen revolutionieren und die Menschheit vom Hand- zum Maschinenbetrieb führen, ehe es möglich war, zehn Millionen Metercentner Erz in einem Jahre (1903) aus dem Berge zu holen, und ehe die technischen Bedingungen gegeben waren, diesem Bedarfe zu genügen. Heute sind sie da. Dampf und Elektrizität, Dynamit und Mergit stehen im Dienste des Menschen und dreimal im Tage polteri's und tobt's am Erzberge, daß er schier in seinen Grundfesten erzittert, und aus hundert Wunden, die ihm der Mensch geschlagen, schleudert das Dynamit die Steine, die prasselnd und grollend niedersinken. Umweit des Barbarahauses ist der Auszug, von dem aus man das grandiose Schauspiel einer Sprengung miterleben kann. Der

ganze Stagenbau liegt vor uns. Eine mächtige Freitreppe für Niesen, Stufe um Stufe hinaufsteigend bis zur Balzzone ganz oben. Dahinter aber baut sich majestätisch der Reichenstein auf, der Jahrtausende schon zusieht, wie die Menschen seinem kleineren Nachbarn an den Leib rücken. . . Auf den Stufen stehen Häuser und Hütten, liegen Geleise und darauf ziehen Maschinen die Erzswagen. Ein Niesenpielzeug! Und überall sind Menschenlein. . . Bis hinauf sieht man ihre Ameisenschwärme, ruhig ihrer Arbeit folgend. Da himmeln dreißig helle Schläge durch die Luft. Die Ladung beginnt. Auf allen Seiten hören sie's und wer weiter weg ist von dem schützenden Stollen oder von der Fülte, der sei gewarnt. Wenige Minuten und es ertönt das zweite Zeichen. Zwanzig Schläge auf die Metallplatte künden, daß nun gezündet werden soll. Da kommt Leben und Bewegung in die Ameisenschwärme. Wie alles läuft, dahin, dorthin, jeder unter ein schützendes Dach oder in die kühlen, wassertriefenden Stollen. Es war auch hoch an der Zeit. Rasch leitet der Zündfaden den Brand weiter — Minuten, vielleicht nur Sekunden, und schon schießen da und dort, oben und unten, in der Mitte, rechts und links weißlichgraue Wölflinge aus dem Berge und gleich darauf dröhnen die ersten Schüsse ans Ohr, bis eine wahre Kanonade die Luft erfüllt und, oft zurückgeworfen, langsam in den Bergen vergrollt. Der Mensch hat dem erzgenen Niesen ein Schammügel geliefert. Tausend solcher Angriffe im Jahre und die zehn Millionen Metercentner Erz sind dem Berge abgewonnen. Und das geht Tag um Tag so, Jahr um Jahr. Stagen verschwinden, andre erstehen, das Gesamtbild kaum ändernd, und noch Jahrhunderte hindurch soll der Erzberg seine zehn Millionen alljährlich liefern, bis der ganze Schatz gehoben.

Das ist der Erzberg und sein Schatz!

Und die Menschen, die ihn heben? Arm sind sie, bettelarm. Knappen nennt sie die alte Bergmannssprache und Uniformen, Mummenschanz und alter Festgebrauch schied sie auch innerlich länger als andre einst auch künstlich organisierte Arbeiterschichten von der großen Armee der Arbeitenden. Bis in unsere Tage hinein läßt sich diese Erscheinung nachweisen. Kann eine zweite Schicht hält so konservativ an alten Ueberlieferungen, Gewohnheiten, Gebräuchen und Anschauungen fest, kaum eine zweite Schicht ist so schwer sehend zu machen als das Grubenproletariat. Da schufte sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend in steter Gefahr, und abends kriechen sie in den elenden Holzbaracken unter, die die Alpine Montangesellschaft großmütig Knappschafthäuser nennt, des bergmännischen Wortes wegen, dessen ursprüngliche Bedeutung im Laufe der Jahrhunderte verloren ging, die aber heute weit klarer und genauer den Begriff umschrieb. Der Knappe war Knecht. Knappschafthäuser — Knechtshafthäuser . . . wer wollte leugnen, daß man dadurch der Wahrheit viel näher käme.

Man muß nur in diesen elenden Wuden gewesen sein, in diesen schmierigen, überfüllten Brutstätten allerlei Ungeziefers, um das zur Inschrift auf einem alten Palast in Bordenberg mißbrauchte Wort des Psalmisten ganz zu verstehen:

„Herr, wie groß und herrlich sind Deine Werke, Du hast alles weislich gemacht. Die Erde ist mit Deinen Gütern erfüllt.“

Zawohl! Schätze hat genug die Erde, aber nicht für die, so sie heben, sondern für die Mächtigen, die sie heben lassen. Für die Knechte des Erzberges, die zehn Millionen Centner im Jahre heben, hat man nicht einmal halbwegs menschliche Wohnungen. Da ist gleich die Schachthütte auf der Lindemann-Stage. 12 Meter lang, 6 Meter breit und kaum 3 Meter hoch ist der Raum, der 20—24 Maurern und Steinhauern als Schlaf- und Wohnraum zugewiesen ist, in dem sie ruhen, in dem sie über den primitivsten Dettstellen ihr ganzes „G'schlamp“ hängen haben, ihre nassen Kleider, ihre stark dunstende Wäsche, ihre Stiefel. Dabei hat aber der einzelne 9 bis höchstens 10.8 Kubikmeter Luftraum, weniger also als der Sträfling, den die Gesellschaft seiner Freiheit beraubt. Das ist ihr Anteil an den Gütern, mit denen die Erde erfüllt ist. Auch schlechtes Wasser haben sie. Wohl ist eine Zuleitung zur Lindemann-Stage, aber die Arbeiter klagen: „Wenn zur Maschinenreinigung Wasser gebraucht wird, kriegen wir keins. Haben wir Durst, dann müssen wir das Wasser aus dem Trog trinken, wo sich jeder wäscht und wo auch die Kübel ausgewaschen werden. Das sieht kein Gendarm und Bezirkshauptmann; wenn wir aber eine Versammlung abhalten, da sind sie da . . .“

Oder die Schweinerei mit dem „Kosistöckeln“, die sich die Alpine Montangesellschaft wohl auch als Wohlfahrtsanstalt zählt. Da trete ich zum Beispiel — abseits vom erlauteten Wege, der, wie es scheint, gesüßentlich an so viel Interessantem vorbeiführt — in die Dreikönigshütte Nr. 172. Fauliger Gestank schlägt mir entgegen und ein Heer von Fliegen umsummt mich. In der Mitte des Raumes, den ich betrete, stehen mehrere Herde, darauf eine Menge Köpfe. Ich bin in die „Rüche“ geraten. Einer hantiert mit den Häfen in der Hitze der Herde. Der Koch. Er kann sich kaum der Hitze und der Fliegen erwehren. Ich frage ihn nach der Ursache des fauligen Gestankes.

„Das kommt aus den Kosistöckeln.“

Dabei zeigt er auf die kleinen Kästchen, die sich längs der Wände hinstrecken. Jeder Arbeiter hat eines und jeder bewahrt sich darin seine Einkäufe für die Woche auf: das Fleisch, den Speck, das Fett, das Mehl, die Hülsenfrüchte, den Reis, die Gemüse und Zwiebel, das Brot, alles lunterbunt durcheinandergeworfen, in schmierigen Säcken, in fettig-blutigem Papier, in ungewaschenen Häfen oder auch bloßliegend, den Fliegen zur Brutstätte.

*) Aus der Wiener „Arbeiter-Zeitung“.

Der Koch merkt den Kessel und denkt sich wohl dazu sein Teil. Ein anderer aber ruft mich zum Zeugen des Knappenelends auf: „Schauen Sie mir, Herr! Was wir fressen müssen, ist ein Graus!“ „Laden Sie den Herrn Direktor dazu ein! Vielleicht wird's dann besser!“ Der Arbeiter lacht verlegen. „Der kommt nicht!“ ... sagt er endlich.

„Darf ich ihm die Einladung überbringen?“ „Ja, er soll nur kommen, wir werden ihm was aufkochen, daß er stauten wird, wo wir bei solcher Kost die Kraft zu unsrer Arbeit hernehmen.“

Glück auf! Herr Direktor! Sie sind eingeladen. Vielleicht nehmen Sie sich die Knappenkapelle zur Tafelmusik mit ...

Um die Klage des Knappen besser zu verstehen, wird es gut sein, etwas über die Löhne zu sagen. Der „Glückauf“ veröffentlicht in seiner Nummer vom 7. April 1904 einiges Material über den „Hungerberg“, wie der Erzberg, der so verschwenderisch Schätze liefert, in der Sprache der Grubenproletarier heißt. Er verarbeitet die Lohnzettel von 83 Arbeitern verschiedener Parteien (Arbeitspartien) aus dem Monat Januar 1904. Unter den 83 Knappen waren 46 Ledige und 37 Verheiratete. Von den Ledigen verfuhr jeder im Durchschnitt 21,3 Schichten, für deren jede er einen Lohn von 2,68 Kronen *) heimtrug oder einen Monatslohn von 57,11 Kr. Davon gingen noch die Beiträge für die Bruderlade und den Mittelfonds (auch eines der Mittelgeh. die Arbeiter in dem Dufel mittelalterlicher Knechtschaft zu erhalten!) ab. Da der Januar 31 Tage hat, bleiben also jedem höchstens 1,80 Kr. täglich für die Deckung aller Bedürfnisse.

Noch schlimmer geht es den Verheirateten. Wie schlimm es da ist, sei an dem besten der 37 Beispiele gezeigt. J. P. verfuhr 6 Gedings- und 17 1/2 Herrenschichten, wofür er 74,59 Kr. reinen Lohn oder für eine Schicht 3,19 Kr. erzielte. Die Summe der Abzüge betrug 71,56 Kr., es verblieb ihm also nach den Abzügen ein Freilohn von 3,03 Kr. Die Abzüge verteilten sich: für Lebensmittel im Januar 1904 32,93 Kr., Rest vom Dezember 1903 7,48 Kr., Vorverschuß 20.— Kr., Wohnung (die dieser Arbeiter allerdings nicht vom Werk hat, aber doch bezahlen muß) 10.— Kr., Bruderlade und Strafen 5,66 Kr., Kohle, Holz, Heu und Stroh 5,40 Kr., Musikbeitrag 9 Kr. So also ergeht es dem, der unter 37 Arbeitern den höchsten Verdienst erreicht. Wie es um die andern steht, erhellt aus der sehr unterrichtenden Zusammenstellung. Danach haben 7 Arbeiter von den 37 einen Lohn überhaupt nicht erhalten, sondern sie sind noch dem Werke im Rest geblieben, das heißt sie haben sich einen Monat lang geschunden, gerackert und geplagt, um am Ende des Monats auf die Gnade der Bergwerksdirektion angewiesen zu sein. Im Februar blieben nach dieser Lohnliste einer Familie mit 4 Personen 28,3 Heller für den Kopf und Tag, einer Familie mit fünf Personen 27,8 H., zwei andern mit vier Köpfen 23,2 und 22,2 H., zwei andern mit fünf Köpfen 21,2 und 17,4 H., einer mit zwei Personen 19,2 H., dreien mit sechs Mitgliedern 16,8 H., 10,2 und 9,7 H., einer mit sieben Köpfen 5,6 H., andern noch weniger bis herab zu der lächerlichen Quote von 2,2 H. für den Kopf und Tag. Da müssen die Vergleiche Schulden machen, Voransch nehmen und immer tiefer, immer unabwehrbarer in die Schuldknechtschaft derer geraten, die alle Güter dieser Erde für sich in Anspruch nehmen, für die der Erzberg zum Goldberg wird, wie er für die andern zum Hungerberg ward.

Und die Qual der Arbeit? Wer könnte sie in ihrem ganzen Umfange schildern mit allen ihren Gefahren und Widrigkeiten, wer sonst als einer, der sie selbst am eignen Leibe erfährt, der selbst die Tröge füllte und zu den Hunteu schleppte, der selbst in den Schächten und Stollen arbeitete, der selbst in der Erz- und Menschenröste seine beste Kraft ließ und unter dem tollen Vorwärtspeitschen des Antreibers litt. Abends erzählen es mir die Hundemilben. Die Erregung peitscht sie auf. Jeder weiß eine andre Strophe zu singen zu dem langen Liede, das Bergmannsleid heißt.

Da ist eine Partie von sechs Mann. Jede dieser muß täglich 3 Tonne Erz und 4 1/2 Tonne Hartwerk (die überlagernden nicht erzhaltigen Schichten) machen. Das sind zusammen fünf Hunte, jede mit 1 1/2 Tonne Rauminhalt. Um einen Hunt zu füllen, muß er vom jeweiligen Sprengplatz bis zum Geleise 55 Tröge mit je 54 Kilogramm Gewicht schleppen. Unre Partie 20 Schritte weit. Für fünf Hunte ergibt das eine Summe von 275 Trögen und eine Gesamtlast von 148 1/2 Metercentnern. Seine tägliche Marschleistung sind aber 16 1/2 Kilometer, wobei er immer Lasten tragen, vorwärts stoßen oder ziehen muß. Der durchschnittliche Lohn dieser Partie betrug für 25 Arbeitstage im April 75,12 Kr. oder für eine solche Tagesleistung 3 Kr. Manche wohnen eine halbe, eine Stunde weit, müssen früh den Berg hinansteigen, bis sie ihre Etage erreichen, und abends thalab wandern in ihr armseliges Heim. Wen könnte es da wundernehmen, wenn viele dieser Hundemilben den Weg zur einzigen Hilfsstelle, die heute der Arbeiter hat, verlassen, den Weg zur Organisation. Democh giebt es auch für die Sklaven vom Hungerberg keinen andern Weg. Je einiger sie zusammenstehen, desto eher werden sie sich ein halbwegs menschenwürdiges Los erringen, desto mehr werden sie von den reichen Schätzen des Goldberges für sich selbst ergraben.

Dazu: Glück auf! —

*) 1 Krone = 100 Heller = 80 Pfennig.

Kleines feuilleton.

k. Das „Mondscheinbad“. In den Wäldern der Vereinigten Staaten, in denen tausend müßige Köpfe auf Neues finnen, begnügt man sich nicht mehr, im hellen und klaren Licht des Tages in die Frühen zu tauchen, sondern eine in diesem Sommer vielfach gepflegte Mode ist das „Mondscheinbad“. Es hat etwas romantisch Aufregendes, im Badefostium über den magisch aufschimmernden silberbleichen Sand des Strandes zu schreiten und die langen grotesken Schatten gepenstlich aufzuheben zu sehen. Wieviel weicher, beschwimmend reizvoller erscheint alles in diesem zauberischen Licht, was grell und hart in der heißen Sonne lag. Machen wir eine solche „Mondscheinbadpartie“ mit, wie sie etwa in einem der hocheleganten Wälder an der Jersey-Küste stattfindet! Die Gesellschaft besteht aus zehn jungen Herren und zehn jungen Damen, die Herren alle in dunklen Badefostium aus Serge, die Damen in allerlei verführerischen Kapuzen oder Mühen und farbenfrohen Toiletten glänzend, wie sie die diesjährige Mode in Badefostiumen so zahlreich darbot. Man gelangte zu einem eleganten Badepavillon, der beinahe ein Palast ist und 500 Kabinen enthält. Auf kurze Zeit verschwindet jeder in seiner Zelle, dann giebt man sich die Hand und alle waten langsam ins Meer. Die Nacht ist warm, doch immerhin macht sich die fehlende Sonne recht bemerkbar; die einen schwimmen ein wenig herum und prusten; die andern plantschen in den Wellen herum und machen sich Bewegung; alle klappern mit den Zähnen, frieren und erklären ihr Gebahren triumphierend für äußerst „dandy“, ein Wort, mit dem der Amerikaner heute bezeichnet, was wir noch „schick“ nennen. Nach ein paar Minuten sind alle wieder aus dem Wasser heraus und genießen nun erst die Sensationen der neuen Mode. Am Strande ist inzwischen ein Feuer angezündet worden und die verstorbenen Badegäste wärmen sich nun hier, lassen sich die nassen Kleider trocknen, sitzen um die Glut herum, plaudern und nehmen heiße Bouillon zu sich, die in Tassen gereicht wird. Eine merkwürdige Scene, wie diese elegante Gesellschaft an einem Lagerfeuer sitzt, dessen rotflammende Lichter sich mit dem Flimmern des Mondes verbinden, und das weite nächtliche Meer vor ihnen, auf dessen Wellen Mondenstrahlen tanzen. Eine große Anzahl Leuchtflügel erhöht noch die romantische Stimmung; die leuchtenden Punkte fahren pfeilschnell dahin und man macht sich den Spaß ihnen nachzulaufen und Jagd auf sie zu machen. Jubel und Lachen! Natürlich fängt man keinen der Käfer und kehrt wieder außer Atem zum Feuer zurück. Nun zünden sich die Herren eine echte Havana an, und während sie behaglich den Rauch von sich blasen, verzehren die Damen eine Unmenge Konfitüren. Dazu erzählt jemand eine hübsche gruselige Gespenstergeschichte und um 1/2 12 Uhr hat die „Mondscheinpartie“ ein Ende.

Kulturgeschichtliches.

— Rechtspflege im 16. Jahrhundert. Einem unlängst erschienenen Buche: „Städtisches Leben im 16. Jahrhundert“ von E. Meyer (Leipzig, Wilhelm Engelmann), das auf Grund der städtischen Archive Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald bei Karlsbad giebt, entnimmt die „Kölnische Zeitung“ einige Proben. Auf einen Fall von Gotteslästerung bezieht sich das folgende amtliche Schreiben aus dem Jahre 1535: „Chrfame weise liebe getreue! Ich hab Euer Schreiben verlesen und was den langen Kunzen belanget, der an des Nidel Mulzen Thor bei nächstlicher Weil gesehen worden und Gott den Allmächtigen, wie Ihr angezeigt, so hoch gelästert und bei seinem göttlichen Namen Marder und Leiden geschworen und ihm vor (vordem) wie ich vernimm auch um Gotteslästerung willen zu Ellbogen die Ohren abgeschritten worden sind, bei ihm aber noch kein Nachlassen sein will, darauf ich mein Befehl und Meinung, daß Ihr denselben langen Kunzen wollet penlich angreifen und fragen lassen. Würde sich dann bei ihm Diebstahl oder anders, damit er den Tod verwirkt, befunden, so sollt ihr ihm sein Recht tun. Wue aber anders nichts dann die Gotteslästerung bei ihm befunden, so laßt ihm die Zunge zum Raden ausziehen und so er lebendig bleibet, von meinem Grund und Herrschaft weggebeten.“ Ein andres Aktenstück berichtet von dem Todesurteil gegen einen Landstreicher 1590, der mit einem gefälschten Bettelbrief umherzog. Es lautet: „In diesem Jahre ist ein Abenteuerer in Schlackenwald mit einem Brief von Haus zu Haus gezogen und hat für die armen Leute der abgebrannten Stadt Schlüsselfeld Almosen gesammelt. In dem Brief, welcher vom brandenburgischen Hauptmann und vom Bürgermeister der Stadt Schlüsselfeld unterzeichnet war, hieß es, der Inhaber dieses Schreibens, Georg Neuffe, sei von der armen Stadt abgefanbt, um in Schlössern, Städten und Flecken eine christliche Beisteuer zu erbitten. Darnach ist dem bejagten Georg Neuffe auf sein emfiges Bitten gestattet worden, Sonntags zu Schlackenwald vor der Kirche zu stehen und von männiglich milde Gaben zu erbitten, ist auch in der Kirche öffentliche Vermahnung geschehen, damit er also etliche Gulden erhalte. Danach aber erfuhr man, daß Gott Lob die genannte Stadt Schlüsselfeld nicht abgebrannt und daß Namen und Schrift erfunden und gefälscht wären. Der Abenteuerer, welcher auf gültige Ermahnung die lautere Wahrheit nicht eröffnen wollte, wurde nun mit Schärfe der Marder gefragt und was er ausgesagt, von dem Stadtrat allgemein bekannt gegeben, wie hernach folgt: 1. Hat der Abenteuerer bekannt, daß obige Schrift gefälscht, daß er nicht Georg Neuffe sondern Georg Fischer heiße. 2. Er sei von Zehn gebürtig hab aber seinen Eltern von Jugend auf niemals gefolgt,

Habe sich meist mit Herumlaufen und Wetteilen befaßt, wiewohl er ehliche Zeit auch mit Schleiern, Worten und Behauptungen im Frankensland gehandelt. 3. Vor fast 20 Jahren hab er in der Stadt Erfurt als ein Hausknecht bei einem Gastgeber gedient. Dort war auch ein armer Gesell gewesen, der eine Jungfrau, eines reichen Mannes Tochter, zur Ehe hätte haben wollen, dessen sich aber die Jungfrau und deren Eltern geweigert, darauf sie vor das geistliche Recht kommen. Der junge Gesell hätte ihm dem Georg Fischer und noch ihrer zweien 10 Thaler geben, daß sie falsch Zeugnis ausgesagt, darauf die Jungfrau den jungen Gesellen hätte zur Ehe nehmen müssen. Darnach aber wären die falschen Zeugnis offenbar worden, dherhalb seine beiden Gesellen entlossen, er aber eingezogen worden. Und dann seien ihm aufm Markt durch den Scharfrichter zweien Finger aus der rechten Hand öffentlich abgeschlagen worden und sei er dazu auf ewige Zeiten aus der Stadt Erfurt verwiesen worden. 4. Er hab eine Krankheit, das sei der Stein, darauf hab ihm sein Junter vor etlichen Jahren einen Bettelbrief gegeben. Als dieser Brief alt worden, sei er zu einem in Karlsbad, welcher ein lang schwarzer Mann und sich vor einen vertriebenen Pfarrherrn ausgabe, aber nur im Land herumziehe solche falsche Bettelbriefe und erdichtete Schreiben verfertige. Der hab ihm den Brief rein umgeschrieben, habe seines Erbherren Siegel mit einem Pferdehaar abgezogen und auf den neuen Brief abgedruckt. 5. Nachdem aus ihm gemeldet Brief das Sigil gar zu alt worden und dasselbe nimmer gelten wollen, so sei er zu dem Goldschmied zu Falkenau und hab ein Sigil von ihm graben lassen auf Blei. Dafür hab er dem Goldschmied drei Ort Gulden zu Lohn geben und dann auf den neu gesiegelten Brief gebettet. Dann aber hab er das Sigil weggeworfen, also nur drei Jahr lang auf den falschen Brief gebettet. 6. Sein Weib Margarethe hab er nun fast vor 17 Jahren in der Stadt Töpel gehehlicht; ihr Vater war ein Pfarrherr gewesen. Jetzt bettle auch sie sein Weib für sich selbst auf einen falschen Brief. 8. Der Halbfuß oder Gemperele, welcher ein alt Weib und einen großen Sohn hab und jetzt zu Prag sein soll, bettle auch über lange Zeit mit falschem Brief und Siegel auf Brand und auch auf Krankheit; demselben Bettler hab das Feuer den halben Fuß abgebrannt. 9. Einer, Christoph von Coburg, der sich auch für einen vertriebenen Pfaffen ausgabe, schreib solche falsche Briefe und siegle sie mit falschem Siegel. 10. Der schwarze Mann im Karlsbad hab ihm seinen neuen Brief geschrieben und heiße Peter von Vaireut. Er hab ihm damals ½ Thaler geben; aufm Jahrmarkt zu Eger hab er ihn aber auch bestellt, da soll er ihm noch einen ½ Thaler zustellen. Auch mit seinem Weib hab er sich abgeredt, mit ihm am Jahrmarkt zu Eger zusammenzukommen. Auch von den Briefschreibern werden da hinkommen. Auch glaube er, daß wohl hundert Bettelbriefe, die herumkommen, alle falsche Briefe und kaum einer derselben echt sei. 11. Sunsten hab er in einem Dorfe bei Brüx mit dreien Landsknechten Karten gespielt und darüber sich mit ihnen geschlagen. Die hätten ihm die linke Hand lahm gehaut; auch hab er einen Stich in die linke Achsel bekommen und sein Weib drei Wunden, also zwei im Kopf und die dritte am rechten Arm; denn sie sei ein frisch und trutbig Weib und wenn sie nicht dabei gewesen, so dürften sie ihn damals wohl gar erschlagen haben. Und sein Weib trage zwei Sigillen in einem kleinen Beutlein, darbei auch zwei Goldgulden und dazu drei ganze Thaler. Solches hat er bekannt in peinlicher Frag und Marter. Folget das Urteil: Dieweil Georg Fischer nach getanen gütlichen und auch peinlichen Aussagen wider die Gebote und Ordnung Gottes sich also gröblich veründigt und darenthalben vermöge der Kaij. Reformation und peinlicher Halsgerichts-Ordnung an seinem Leben mit höchster Schärfe zu strafen wäre, so ist doch auf sein heftiges Bitten und Anhalten hierauf zu Recht erkannt worden, daß er Georg Fischer um erzählter seiner Mißhandlung Willen hinaus an verordnete Nichtstelle gebracht und mit dem Schwert vom Leben zum Tod gerichtet werden solle." —

Naturwissenschaftliches.

ss. Ist das Radium bakterienfeindlich? Gerade wie nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen hat sich auch nach der Auffindung des Radiums und seiner merkwürdigen Eigenschaften die Wisbegier bald der Frage zugewandt, ob sich nicht ein praktischer Nutzen aus den neu enthüllten Naturerscheinungen werde ziehen lassen. Bei den Röntgenstrahlen lag eine solche Vermutung namentlich für die Medizin nahe, da ja die Durchleuchtung des menschlichen Körpers und ihre photographische Darstellung das erste war, was die durch die Entdeckung offenbarten Wunder so recht eindringlich veranschaulichte. Da nun aber die Röntgenstrahlen in der That manchen Einfluß gezeigt haben, der ärztlich verwendbar erscheint, so war eine entsprechende Prüfung der Radiumstrahlen eine Aufgabe, die sich den Forschern gleichsam von selbst darbot. Als die wichtigste Möglichkeit wird in dieser Hinsicht natürlich eine etwaige Wirkung gegen die tödlichen Krankheitserreger aus der Gruppe der Bakterien, Urtiere und Pilze betrachtet. So sind denn schon seit Monaten Untersuchungen über die mutmaßliche keimtödtende Kraft der Radiumstrahlen im Gange. Die Ergebnisse haben verschiedenes gelautes. Pfeiffer und Friedberger fanden, daß Typhusbacillen durch die Strahlen in einem Abstand von 1 Centimeter in 48 Stunden getödtet würden, auf eine Entfernung von 5 Centimeter aber nicht mehr. Milzbrandkeime, die den Strahlen an Seidenfäden angetrocknet ausgelegt wurden, starben nach drei Tagen, nach 48 Stunden aber noch nicht. Dohn berichtete allgemeiner, daß mehrere Lebewesen von den Strahlen schnell zerstört würden. Zwei andre Forscher hingegen,

van Beuren und Zinsser, kamen nach einer freilich kleinen Zahl von Versuchen zu dem entgegengesetzten Schluß, daß nämlich keinerlei Einfluß der Strahlen auf Bakterien stattfände, und behaupteten geradezu, daß die früheren anderslautenden Ergebnisse auf Irrthümern in den Experimenten beruht haben müßten. Jetzt hat sich Dr. Prescott in den biologischen Laboratorien des Massachusetts Institute of Technology nochmals gründlich mit der Untersuchung der wichtigen Frage beschäftigt. Der Erfolg, über den er in der Wochenschrift „Science“ ausführlich Rechenschaft ablegt, ist leider ein völlig negativer gewesen, trotzdem er eine außerordentlich stark strahlende Probe von Bromradium zur Verfügung gehabt hat. Das Radium sendet bekanntlich drei verschiedene Arten von Strahlen aus, die als Alpha-, Beta- und Gamma-Strahlen unterschieden worden sind und von denen überhaupt nur die letzteren beiden als wirksam in Betracht kommen können. Danach wurden die Experimente eingerichtet. Zur Untersuchung kamen frische Fäcungen des gewöhnlichen Bacillus des menschlichen Darms (Bacillus coli), des Diphtheriebacillus und eines Hefepilzes (Hiefhefe). Die Bestrahlungsdauer schwante zwischen 20 und 80 Minuten, der Abstand des Radium von den Keimen zwischen 1 und 2 Centimeter. In keinem einzigen Fall konnte eine Abtödtung der Keime oder auch nur eine Abschwächung ihrer Entwicklungs- und Lebensfähigkeit ermittelt werden. Der Diphtheriebacillus war zu der Fäcung ausgewählt worden, weil er als Typus eines krankheitserregenden Kleinwesens betrachtet werden kann und weil man mit Bezug auf ihn am stärksten auf eine Bekämpfung mit Hilfe des Radium gehofft hatte. In der That waren bereits Versuche gemacht worden, die Diphtherie auf dem Wege zu heilen, daß man dem Kranken eine besonders hergestellte Röhre mit Radiuminhalt in den Schlund einführte. Prescott hält dies Verfahren für aussichtslos und ganz ungeeignet, etwa die Anwendung des Diphtherieheilblutes überflüssig zu machen. Ueberhaupt verspricht er sich von der Benutzung des Radium für die Heilung ansteckender Krankheiten wenig. —

Humoristisches.

— Hegläd. „Achön's Leben! Jetzt muß ich den ganzen Tag liegen bleiben, damit mein Mann's Bett nicht verlegen kann!“ —

— Die gutgefinte Ziege. Auf einem kleinen Plage in München sind öfters Ziegen zu sehen, die zu dem Zwecke angetrieben werden, damit sie an leidende Menschenkinder ihre frische Milch abgeben. An einem Sonntagmorgen nun trat ein Schutzmann an die Besitzerin einer solchen lebenden Milchwirtschaft heran mit der Warnung: „Sie, vor zehn Uhr dürfen S' sei nig verkaufen, damit das Geis der Sonntagsruhe net leidet.“ Darauf antwortete die Frau: „Da dersen S' scho' e'ruhigt sei, Herr Wachtmeister, wenn i aa wollt, vor zehne giebt die Goas, damit i net g'rafft wer', gar lo a Milli her!“ — („Jugend“.)

Notizen.

— Ein neues Werk von Ernst Haedel: „Die Lebenswunder“ erscheint demnächst im Verlage von Alfred Kröner in Stuttgart (Preis 8 M.). Das Buch bildet eine Ergänzung zu des selben Autors „Welträtzel“. —

— Ludwig Fulda hat ein neues Stück vollendet. Es führt den Titel: „Masterrade“. —

— „Simplicius oder Der Handschuh“, ein tragisches Märchen in fünf Aufzügen von Friedrich Kayhler, ist vom Neuen Theater zur Aufführung angenommen. —

— Nils Collet Vogts Schauspiel „Zwei Menschen“ hatte im National-Theater in Kristiania einen durchschlagenden Erfolg. —

— Das Opernhaus wird folgende Neuheiten bringen: „Der Roland von Berlin“. Historisches Drama in 4 Akten von H. Leoncavallo. Uraufführung. (Mitte November.) „Rübezahl“. Oper in 4 Aufzügen von Hans Sommer. (Ende Dezember.) „Die Heirat wider Willen“. Komische Oper in 3 Akten von E. Humperdinck. Uraufführung. (Ende Januar.) „Das Fest auf Solhaug“. Musikdrama in 3 Aufzügen von B. Stenhammar. Uraufführung. (Ende Februar.) —

— Im Hofe eines Mollereipächters in Frauenhain (Kreis Ohlau) blüht ein Apfelbaum bereits zum drittenmal in diesem Jahre. Eine von der ersten Blüte im Mai herstammende Frucht ist vollständig ausgereift, während jetzt neben den etwa 10 bis 15 wallnuthgroßen Fruchtansätzen nach der zweiten Blüte um Mitte Juli die dritten Blüten stehen. —

— In der Schlacht bei Liaujang wurde die ganze russische Artillerie von einem 600 Fuß hohen Berge aus telephonisch geleitet. —